

«Eine Revolution löst unsere Probleme nicht. Ich mag Revolutionen nicht»

In seiner Heimat Iran darf Amir Hassan Chehelan seine Romane nicht publizieren – trotzdem wünscht er sich keinen Sturz des Regimes

Amir Hassan Chehelan ist ein untersetzter, lebhafter Mann. Er empfängt an einem sonnigen Herbsttag in einer Wohnung mit Blick auf den Zürichsee. Die idyllische Umgebung kontrastiert mit der Lage im Nahen Osten. Chehelan tourt mit seinem neuen Roman, «Die Rose von Nischapur», durch Europa und war auch am Literaturfestival «Zürich liest». Schauplatz seiner Bücher ist meist Teheran, wo er 1956 geboren wurde und bis heute lebt. Nur für das Studium in Grossbritannien und weitere Aufenthalte im Ausland hat er seine Heimat verlassen, für die er im ersten Golfkrieg auch gedient hat.

Im Gespräch, das auf Englisch geführt wird, ist Chehelan sichtlich bemüht, eine positive Darstellung Irans zu vermitteln, mit den Klischees aufzuräumen. Wie ein Botschafter der persischen Kultur schwärmt er von Teheran. Wenn er im Gespräch von seiner Heimat erzählt, leuchten seine Augen, und seine hohe Stimme klingt noch melodischer als ohnehin schon.

Herr Chehelan, als Antwort auf Irans massiven Angriff am 1. Oktober mit rund 200 ballistischen Raketen hat Israel kürzlich Ziele in Iran angegriffen, das Regime droht wiederum mit Vergeltung. Wie ist die Stimmung in Teheran? Ganz normal, der Alltag geht weiter.

Haben die Menschen keine Angst vor einem offenen Krieg mit Israel? Doch, sehr. Aber die Angst lähmt den Alltag nicht. Wir haben lange auf den israelischen Vergeltungsschlag gewartet. Zum Glück war es kein grösserer Angriff. Und die iranische Regierung reagierte zunächst ziemlich gelassen, das hat mich erleichtert.

Laut Medienberichten plant Iran nun aber einen heftigen Vergeltungsschlag. Das wäre ein grosser Fehler. Ich hoffe, dass die iranische Regierung ihren Entscheid überdenkt.

Ist sie so vernünftig? Ich stehe ihr sehr kritisch gegenüber, das Pingpong zwischen den beiden Ländern muss endlich aufhören.

Einige Iraner hoffen allerdings, dass ein Konflikt das Regime zu Fall bringen wird. Wie stehen Sie dazu? Das ist eine sehr naive, wenn nicht gar dumme Vorstellung. Ein von Israel und



Die Iraner hätten Angst vor einem Krieg mit Israel, sagt Amir Hassan Chehelan. Die Angst lähme aber den Alltag nicht. EKKO VON SCHWICHOW

den USA herbeigeführter Sturz der Regierung wäre sehr problematisch. Selbst wenn es dazu käme, was wäre der nächste Schritt?

Vor zwei Jahren gab es grosse Proteste, nachdem die 22-jährige Mahsa Amini, die wegen «unzüchtiger Bekleidung» festgenommen worden war, im Gewahrsam der Sittenpolizei gestorben war. Neulich sind Bilder einer jungen Frau um die Welt gegangen, die sich aus Protest auf offener Strasse bis auf die Unterwäsche ausgezogen hatte.

Gibt es die «Frau, Leben, Freiheit»-Bewegung noch? Solche Proteste sind keine Einzelfälle. Auch wenn die Bewegung nicht mehr so gross ist wie damals, merkt man im Alltag, dass sie etwas bewirkt hat.

Zum Beispiel? Man sieht heute immer mehr Frauen ohne Hijab, aber es kommt auf die Städte an und sogar auf die Stadtteile. Im Norden Teherans etwa sehe ich viele Frauen ohne Hijab. Die Sittenpolizei lässt sie dort meistens in Ruhe.

Auch damals hofften manche, dass es eine neue Revolution geben würde. Steht das jetzt ausser Reichweite?

Ja, zum Glück. War die von 1979 nicht schon genug? Eine Revolution löst unsere Probleme nicht. Ich mag Revolutionen nicht.

Warum nicht? Sie leiden doch auch unter dem Regime.

Revolutionen sind sehr kostspielig. Unserem Land wurde schon einmal eine vom Schah-Regime aufgezwungen, weil wir es loswerden mussten. Doch der Schah hatte mit seiner Politik der Unterdrückung der Repression der Mullahs den Weg geebnet. Ich bin für Reformen. Denn eine Revolution zerstört alles, um etwas Neues aufzubauen, von dem man nicht weiss, was es sein wird. Für eine Revolution müsste die Zivilgesellschaft zuerst reifer werden.

Als junger Mann mussten Sie vor dem Mullah-Regime ins Ausland fliehen. Warum?

Ich war in den 1990er Jahren sehr aktiv bei der Neugründung des iranischen Schriftstellerverbands. Das gefiel der Regierung nicht. Also wurden meine Kollegen und ich verfolgt und terrorisiert. Mein Name stand auf vielen schwarzen Listen, Todeslisten, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht wurden. Ich habe auch ein Attentat überlebt. Als ich zusammen mit zwanzig anderen Schriftstellern im Bus unterwegs nach Armenien war, sprang der Chauffeur aus dem fahrenden Bus, um ihn den Hang hinunterstürzen zu lassen. Zum Glück griff ein Passagier rechtzeitig zur Bremse.

Fühlen Sie sich jetzt sicher? Immerhin erzählen Sie Dinge, die der iranischen Regierung nicht gefallen dürften.

Nein. Aber ich habe mich daran gewöhnt, dass in Iran niemand völlig sicher ist. Und jeder, der dort lebt und als Schriftsteller, Künstler, Journalist, Anwalt oder Aktivist arbeitet, geht immer ein Risiko ein. Persönlich bin ich immer noch in der Lage, meine Ängste zu überwinden, und solange das so ist, bleibe ich in Iran.

In Ihrem neuen Roman, «Die Rose von Nischapur», geht es um eine Dreiecksbeziehung in Teheran, darunter eine homosexuelle. In Iran muss das alles im Geheimen passieren. Kann man dort wirklich so frei leben?

Ja, entgegen den vielen Klischees, die es im Westen über die Iraner gibt. Zwar werden Frauen immer wieder verprügelt

oder verhaftet, weil sie sich so kleiden oder schminken, wie sie wollen, Menschen werden hingerichtet. Aber es gibt nicht nur dieses Iran. Die meisten Menschen widersetzen sich dem Regime und leben, wie sie wollen. Das zeigt gerade Teheran: Es ist eine Megacity mit mehr als 15 Millionen Einwohnern und eine Stadt der Rebellion gegen alles Autoritäre. Mein Roman erzählt von den jungen Menschen in Teheran, die auch Alkohol trinken und in versteckten Nachtclubs feiern.

Ist diese geheime Parallelwelt in Iran ein Grund, warum die Menschen immer noch Hoffnung auf Veränderung haben? Genau, denn die Iraner wissen, wie sich Freiheit anfühlen könnte. Hinzu kommt die Geschichte der anhaltenden Unterdrückung, es brauchte immer schon Widerstand, um zu überleben. Und es bleibt uns auch nichts anderes übrig, als

«Ich habe mich daran gewöhnt, dass in Iran niemand völlig sicher ist.»

zu hoffen, dass sich endlich etwas ändert. Dass die Hardliner das Land nicht so weiterregieren. Dass Inflation, Korruption und Arbeitslosigkeit bekämpft werden. Dass die Zensur aufhört.

Ihre Bücher können in Iran seit über zwanzig Jahren nicht veröffentlicht werden. Was hat die Regierung gegen Ihre Romane?

Es geht unter anderem um Erotik und Politik. Und da ich mir ein belletristisches Buch ohne diese beiden Elemente nicht vorstellen kann, reiche ich meine Romane nicht einmal mehr bei den Zensurbehörden ein, sondern lasse sie im Ausland verlegen und drucken, in anderen Sprachen. Es ist schmerzhaft für mich, dass meine Bücher in meinem Heimatland nicht gelesen werden können. Aber das war nicht meine Entscheidung. Sie wollen mich zum Schweigen bringen.

Interview: Carlo Mariani

Amir Hassan Chehelan: Die Rose von Nischapur. Aus dem Persischen von Jutta Himmelfreich. C.-H.-Beck-Verlag, München 2024. 239 S., Fr. 34.90.

Sein Werk ist ein dauerndes Auftragen und Abkratzen von Farbe

Frank Auerbachs haptische Malerei gilt als eine der bedeutendsten Positionen britischen Kunstschaffens. Nun ist er 93-jährig in London gestorben

KERSTIN STREMMEL

Zunächst war er an einer Theaterlaufbahn interessiert. Dann aber stürzte sich Frank Auerbach regelrecht in die Malerei. Wichtige Impulse für diese Berufswahl erhielt er im intellektuellen wie ideologiefreien Umfeld eines Internats, das von einer deutsch-jüdischen Quäkerin geführt wurde. Dorthin war er nach seiner Flucht aus Berlin gelangt.

Auerbachs Eltern hatten ihn 1939, mit nicht einmal acht Jahren, nach London geschickt. Sie selber wurden später von den Nazis ermordet. Wie es ihnen zuletzt in Berlin ergangen war, hat Auerbach nie herausfinden versucht, er verdrängte das Unabänderliche durch konzentrierte Arbeit.

Bilder wie Skulpturen

Noch während seines Studiums am Royal College of Art übernahm Auerbach im Londoner Stadtteil Cam-



Frank Auerbach
Maler

den ein Atelier seines Studienfreundes Leon Kossoff, der wie Auerbach selber und zusammen mit Malern wie Francis Bacon und Lucian Freud zu einer Grösse der britischen figurativen Malerei, der sogenannten School of London, werden sollte. Dort entstand ab Mitte der fünfziger Jahre mit aussergewöhnlicher Konsequenz ein Werk, das sich vom Geheimtipp zu einer gefeierten Position entwickelte.

Als Auerbach bereits 1956 in einer Londoner Galerie eine erste Einzelausstellung erhielt, wurde seine pastose Malweise stark kritisiert. Der bedeu-

tende Kunstkritiker David Sylvester jedoch schrieb, es handele sich um die aufregendste und beeindruckendste Schau eines englischen Malers seit Francis Bacon im Jahr 1949. Sylvester lobte die physische Struktur dieser Bilder, denen er etwas Skulpturales attestierte.

Wechsel von Nähe und Distanz

Zunächst entstanden kompositionell strenge, figurative Bilder mit dreidimensionalen Oberflächen, für die zahllose Farbschichten bis an die Grenzen der Belastbarkeit des Bilduntergrunds aufgetragen wurden. Auf diese Weise wurden die Porträts beinahe zu Halbreiefs, Stirn und Nase beispielsweise treten auf diesen Werken deutlich hervor.

Ende der sechziger Jahre vollzog Auerbach eine stilistische Wende: Statt sukzessiv Farbe zu schichten, schabte er sie nach jeder Porträtsitzung wieder ab,

so dass das restliche auf der Leinwand verbliebene Material Ausgangsbasis für einen erneuten Farbauftrag wurde.

Ziel des langen Prozesses war es, die Präsenz der Person in der Farbe zu spiegeln, wobei physiognomische Ähnlichkeit eine untergeordnete Rolle spielte. Der Malprozess verhinderte eine expressive Darstellungsweise. Auerbachs malerische Analysen, häufig in intimen Bildformaten, lassen stets den Akt der Reduktion und Selektion eines reflektiert arbeitenden Künstlers erkennen.

Die Intensität von Auerbachs Wahrnehmung fordert auch vom Betrachter aktives Sehen im Wechsel von Nähe und Distanz. Dann erst erschliesst sich der dynamische Prozess dieser Malweise, der den Eindruck vermeintlicher Unmittelbarkeit ablöst.

Neben den Porträts gibt es auch Stadtlandschaften, für die Auerbach jeweils Skizzen angefertigt hatte. So hat der Maler beispielsweise für das

1967/68 entstandene Gemälde «Primrose Hill» mit dem in seinem Werk häufig auftauchenden Park in unmittelbarer Nachbarschaft seines Ateliers mehr als fünfzig Zeichnungen zu allen Jahres- und Tageszeiten gemacht. All die unterschiedlichen Stadien fliessen ein in ein Gemälde, das er immer wieder ausgekratzt und übermalt hat.

London verliess er kaum

Von den eher erdigen Tönen des Frühwerks hatte Auerbach in späteren Jahren zur Leuchtkraft intensiver Farben gefunden. Seine Motive blieben stets die gleichen Menschen und Ecken Londons – der Stadt, die er kaum je verlassen hatte.

Nach Deutschland ist er, trotz zahlreichen Retrospektiven, die ihm in den letzten Jahren gewidmet wurden, nie mehr zurückgekehrt. Am 11. November ist Frank Auerbach in seinem Londoner Haus 93-jährig gestorben.